

Herbert
Becker

Die erstaunliche
Reise
der Kreszentia
Haberstroh

Roman

Herbert Becker

Die erstaunliche Reise
der Kreszentia Haberstroh

Herbert
Becker

Die erstaunliche
Reise
der Kreszentia
Haberstroh

Roman

SüdOst Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-86646-784-2

1. Auflage 2017

ISBN 978-3-86646-784-2

Alle Rechte vorbehalten!

© 2017 SüdOst Verlag in der Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regensburg

www.gietl-verlag.de

Wenn mir bei meinen Nachforschungen kein Fehler unterlaufen ist, dann war es am vierten Sonntag im September des Jahres 1906, als vor dem Gasthof zur Post in Walbach die Kutsche des Barons von Rechberg hielt und ihr ein auffällig gekleideter junger Mann entstieg.

Die Ankunft eines jeden unerwartet eintreffenden Fremden hätte die Gespräche, die im Wirtsgarten geführt wurden, verstummen lassen, doch einen Herrn wie diesen hatte man überhaupt noch nie gesehen. Alle starrten ihn an, die etwas weiter weg Sitzenden reckten die Hälse, und im hinteren Teil des Gartens standen einige auf und kamen näher. Aber so genau man sich diesen feschen, wohl etwas über dreißig Jahre alten Mann mit dem kurzgeschnittenen blonden Haar auch anschauen mochte, seine Herkunft und seinen Stand erriet man nicht. Er trug eine blaue Hose, ein blaues Hemd, eine helle Leinenjacke – und keinen Hut! Man merkte sofort, dass er sich seinen Lebensunterhalt nicht mit schwerer körperlicher Arbeit zu verdienen brauchte, gleichzeitig war kaum vorstellbar, dass er hohen oder gar höchsten Kreisen angehörte; dazu bewegte er sich zu leicht, zu ungezwungen, zu wenig gemessen.

Schwungvoll nahm er mit der Linken einen Handkoffer aus der Kutsche, die Rechte reichte er dem Mann auf dem Bock. Der machte ein erstauntes Gesicht; offenbar hatte er mit dem Händedruck ein Geldstück erhalten. Der Fremde drehte sich um – und sah, dass gut zwei Dutzend Augenpaare auf ihn gerichtet waren. Lächelnd hob er die Hand zu einem Gruß, den niemand erwiderte. Nur bei ein paar Bauernburschen, deren Pranken auf der Tischplatte ruhten, zuckten reflexartig die Finger.

Der Ankömmling schaute um sich und ging sodann entschlossenen Schrittes auf die Eingangstür des Gasthofs zu. Kaum hatte er sie durchschritten, fing der Wirtsgarten buchstäblich an zu summen, von all den Fragen, die sich die Leute stellten.

„Was ist jetzt das für einer?“

„Ob der beim Simon Quartier nimmt?“

„Wieso verschlägt's den überhaupt nach Walbach?“

„Vielleicht, dass er am End gar von der Regierung kommt?“

Obwohl die nächste Bahnstation, Erlmannsau, zu Fuß in einer Viertelstunde zu erreichen war, bekam man in Walbach nur äußerst selten Ortsfremde zu Gesicht. Von Straubing war das Einhundertachtzig-Seelen-Dorf keine dreißig Kilometer entfernt, aber aus der Sicht der Gäubodenbauern, die im fruchtbaren Schwemmland der Donau reiche Ernten einfuhren, lag es schon weit hinten im Bayerischen Wald. Ab und zu übernachtete ein Viehhändler, der in der Gegend ein gutes Geschäft gemacht hatte, beim Postwirt. Und im letzten Jahr waren einmal ein paar böhmische Handwerker mit einem Ponywagen von Viechtach herübergekommen; sie wollten weiter nach Straubing, aber ein jäh hereinbrechendes Unwetter zwang sie zu einer Übernachtung.

Durchreisende Handwerker, Viehhändler – Menschen dieser Art kannte man. Auch die Kutsche des Barons von Rechberg sah man gelegentlich durch Walbach fahren, hinunter in Richtung Donau oder hinauf nach Martinszell, dem Stammsitz derer von Rechberg; aber wenn nicht der Baron selber in dem Gefährt saß, dann andere adelige Personen, die zu ihm wollten oder von ihm kamen. Daran, dass jemand von diesen Herrschaften beim Postwirt in Walbach abgestiegen wäre, konnte sich niemand erinnern.

Da sie trotz aller Erwägungen und Mutmaßungen zu keinem Ergebnis kamen, kehrten die Besucher des Wirtsgartens nach und nach zu ihren vorherigen Gesprächsthemen zurück. Mit Ausnahme der Greindl Mathild, der Eehälfte des Postwirts Simon Greindl, saßen nur Männer an den Biertischen. Ein paar, im hinteren Teil des Gartens, spielten Karten, die anderen redeten über die kürzlich eingebrachte Ernte und das bevorstehende Erntedankfest, setzten sich über den jeweiligen Stand ihrer Drescharbeiten in Kenntnis oder richteten Nichtanwesende aus; die Person, die eindeutig am schlechtesten wegkam, wenn über andere hergezogen wurde, war der Pfarrer Oderich Witt: seit Josefi, also seit über einem halben Jahr, war er in der Gemeinde, und noch nicht ein einziges Mal hatte er sich im

Wirtshaus blicken lassen. Die Bauern wurden nicht müde, den Weggang von Kilian Lindner zu beklagen, des alten Pfarrers, der sie über nahezu zwei Generationen hinweg begleitet und nur ganz selten den sonntäglichen Frühschoppen verpasst hatte. Im übrigen war Kilian Lindner der einzige Walbacher gewesen, der gelegentlich das Privileg genossen hatte, in der Kutsche des Barons mitgenommen zu werden.

Nur eine Person beteiligte sich an keiner Unterhaltung, und das war Mathild. Sie schwitzte, rutschte auf ihrer Bank hin und her und wäre brennend gern im Haus gewesen. Ihr Mann war in dem Moment, in dem der merkwürdige Gast die Schwelle überschritten hatte, aufgestanden, um ihm zu folgen.

„Du bleibst da!“, hatte der schnauzbärtige Wirt im Weggehen zu seiner Frau gesagt. Also war sie geblieben.

Simon erkannte jeden wieder, der schon einmal bei ihm eingekehrt war, und wenn es zwanzig Jahre zurücklag. Und wenn Simon jemanden zum ersten Mal in seinem Wirtshaus sah, dann fragte er ihn aus: nach seinem Alter und seinem Familienstand, überhaupt nach seiner ganzen Lebensgeschichte, inklusive des Berufes des Vaters und der Herkunft der Mutter. Der soeben eingetroffene Gast allerdings schien außerordentlich wortkarg zu sein, denn als Simon zurückkam, hatte er kaum etwas zu erzählen.

„Aus München ist er. Ein Zimmer hat er genommen. Will ein paar Tag lang bleiben. Er kommt nachher gleich, sagt er.“

„Aus München. Aha. Soso“, wiederholten seine Zuhörer und gaben die Information unverzüglich weiter.

Es verging mehr als eine Viertelstunde, bis der Fremde aus dem Haus trat. Statt der Leinenjacke trug er jetzt eine helle Weste über dem blauen Hemd. Wer ihn sah, unterbrach augenblicklich seine Unterhaltung, stellte den Masskrug ab oder legte die Spielkarten auf den Tisch. Der junge Mann merkte sehr wohl, welche Aufmerksamkeit er erregte, doch er ließ keinerlei Unsicherheit oder Nervosität erkennen. Er blinzelte, aber nicht, um den neugierigen Blicken auszuweichen, sondern weil er sich an das Sonnenlicht gewöhnen muss-

te. Schließlich ging er auf eine Gruppe junger Burschen zu, die über zwei Tische verteilt war: acht saßen an einem Tisch, ein neunter an einem zweiten, den man an den voll besetzten herangeschoben hatte, um ihn zu verlängern.

„Darf ich mich dazusetzen?“, fragte der Herr.

Die meisten der Burschen waren zu erstaunt, um zu antworten, nur einer, offenbar der Wortführer, reagierte.

„Freilich!“ Er rückte näher zu seinem Nachbarn hin. „Nur her da.“ Er hätte den Münchner allzu gern neben sich sitzen gehabt.

„Danke. Schon gut“, entgegnete der und wandte sich dem Tisch zu, an dem nur einer saß. „Da ist ja viel Platz.“

Der Junge, gegenüber dem er sich niederließ, lüftete seinen Hut und lächelte schüchtern.

„Ich heiß Eduard“, sagte der Münchner.

„Ich bin der Andreas“, erwiderte sein Tischgenosse und blickte Hilfe suchend zu den anderen hinüber. Die waren ähnlich verlegen wie er. Immerhin wussten sie nun, dass sie den Fremden, da er nur seinen Vornamen genannt hatte, duzen konnten. Bei einem Viehhändler oder einem böhmischen Handwerker hätten sie das von vornherein und mit großer Selbstverständlichkeit getan, aber den da, diesen Herrn aus München, den ordneten sie diesbezüglich in dieselbe Kategorie ein wie den Pfarrer und den Baron. So, als müsse er diesen Sachverhalt erklären, sagte der Wortführer:

„Nein, dass jemand aus München zu uns raus kommt, das ist ja nämlich nicht so oft.“ Er machte eine kurze Pause, ehe er anfügte: „Was tät er denn da?“

Eduard verstand die Frage.

„Ah, ja“, hob er an, doch weil die Bedienung gerade mit einer Mass Bier vorbeikam, unterbrach er sich und gab ihr durch eine Geste zu verstehen, dass er gleichfalls eine Mass wolle.

Fanni, die eigentlich zu dem Tisch unterwegs war, an dem der Wirt und seine Frau, ferner der Lehrer Bielmaier sowie ein paar Großbau-

ern saßen, änderte ihren Kurs und steuerte auf Eduard zu. Als sie den Keferloher vor ihn hinstellte, leuchteten ihre Backen rot.

Eduard bedankte sich, griff nach dem Krug und prostete erst den neunten in seiner Nähe zu, dann, flüchtiger, den anderen Gästen im Wirtsgarten.

„Ich bin der Beni. Prost!“ Der Wortführer streckte Eduard den Arm mit dem Masskrug entgegen. Dann setzte er an und hörte nicht eher auf zu schlucken, als bis der Krug leer war. Gewichtig ließ er das Steingutgefäß auf den Tisch krachen. Das Wasser stand ihm in den Augen, und er rülpste triumphierend. Die Mitzecher tranken eher zaghaft, fast so, als sei ihnen mehr daran gelegen, die Gesichter hinter den Masskrügen zu verstecken.

„Nein, jetzt einmal ehrlich.“ Beni wiederholte die vorher gestellte Frage: „Was tät einer aus München da bei uns im Bayerischen Wald?“

„Da gibts viel zu tun.“ Eduard mied den stieren Blick, mit dem Beni ihn anglotzte, und sah stattdessen, einen nach dem anderen, die restlichen acht Burschen an. „Ich zum Beispiel schreib Artikel für eine Zeitung. Und diesmal wollen sie halt, dass ich was über den Bayerischen Wald schreib.“

„Dann kannst ja über uns auch was schreiben. Müssen wir dir aber zuerst was erzählen.“ Es war nicht zu übersehen, dass es sich bei Beni um einen geltungssüchtigen Menschen handelte – und dass er dem Bier bereits stark zugesprochen hatte.

Eduard versuchte, ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen.

„Dankschön“, sagte er. „Ich find schon selber was.“

Aber damit gab sich Beni nicht zufrieden.

„Nein, weil wir vorher grad von der Hex geredet haben. Bei uns im Dorf.“

„Beni, jetzt halt doch’s Maul!“, sagte einer.

Und Andreas verdrehte die Augen und seufzte: „Fängt er schon wieder mit dem Schmarren an!“

„Dass er das nicht mag, das versteht sich!“ Beni reckte das Kinn in Richtung Andreas. „Er arbeitet ja bei ihr.“

„Depp!“ Andreas wandte sich vom Nachbartisch ab und schaute entschuldigend auf sein Gegenüber. Eduard lächelte verständnisvoll, nahm seinen Masskrug und stieß damit denjenigen von Andreas an; beide nippten an ihrem Bier.

„Ah, wenn schon angestoßen wird, nachher mit alle!“, tönte Beni. Anscheinend erregte es sein Missfallen, dass sich Eduard von ihm ab- und Andreas zuwandte. Er bekam einen roten Kopf und die Ader an seiner Stirn schwoll an. Und weil er soeben die Fanni sah, rief er ihr zu, ihm eine neue Mass zu bringen.

„Aber geschwind, sonst saufen die die ganze Zeit ohne mich!“

„Nein, nein, nein“, beschwichtigte ihn Eduard, dem es äußerst unangenehm war, sich gleich nach seiner Ankunft in einer so spannungsgeladenen Situation wiederzufinden. „Das war ja bloß ein Tropfen. Und das auch bloß, weil wir keinen solchen Zug haben wie du.“

Beni beruhigte sich. Einmal allerdings musste er noch nachhaken:

„Aber seine Bäuerin“, mit dem Daumen zeigte er auf Andreas, „die ist wirklich eine Hex. Wenn eine schon hinkt und schielt und die ganze Zeit mit der Zunge anstößt. Einen schwarzen Kater hat sie außerdem.“

„Über Hexen schreib ich nichts“, erklärte Eduard betont sachlich. „Ich soll was abliefern übers Brauchtum und solche Sachen.“

„Brauchtum ...“. Damit konnte Beni nichts anfangen.

„Heut in einer Woch ist Erntedank“, sagte Andreas. „Bist da noch da?“

„In einer Woch?“ Eduard zögerte. „Gewiss weiß ich’s noch nicht.“

Walbach, Montag, 24. September 1906

Eduard hatte zu Mathild Greindl gesagt, dass er gegen zehn frühstücken wolle. Die Postwirtin hatte daraufhin ungläubig geschaut; um sechs, halb sieben wurde es hell, und um diese Zeit war ein rechtschaffener Mensch mit dem Frühstück fertig. Aber Mathild war schon

immer der Ansicht gewesen, die Städter seien allesamt keine richtig soliden Menschen.

Was Mathild Greindl nicht wusste, war, dass ihr Gast bereits vor dem Frühstück arbeitete. Er schrieb. Allerdings hatte das, was er zu Papier brachte, weder etwas mit Brauchtum zu tun noch war es für eine Zeitung bestimmt. Eduard hielt alles fest, was er am Tag zuvor gesehen und erlebt hatte. Er notierte, wann und wo er mit welchem Verkehrsmittel abgefahren oder angekommen war, er beschrieb den Zustand der Straße von Erlmannsau noch Walbach, die Bauweise der Kutsche von Baron Rechberg, die Größe der Äcker und den Zustand des Waldes, den Stil der Walbacher Häuser sowie das Aussehen und die Qualität der Kleidung derer, mit denen er am Tisch gesessen war. Sogar den Dialekt, den man hier sprach, versuchte er festzuhalten.

Ehe er sein Zimmer verließ, steckte er einen Notizblock und einen Stift in die Innentasche seiner Weste, denn er beabsichtigte, einen Plan des Dorfes und vielleicht ein paar Skizzen anzufertigen. Er ahnte, dass er den größten Teil dessen, was er aufschrieb und aufzeichnete, nie brauchen würde, aber unter keinen Umständen wollte er irgendetwas leichtsinnig dem Vergessen anheim fallen lassen. Er hatte nicht vor, noch ein zweites Mal nach Walbach zu reisen.

Um mit ihm ins Gespräch zu kommen, fragten ihn die Wirtsleute während seines Frühstücks das eine um das andere Mal, ob er noch etwas wünsche, ob er mit seinem Zimmer zufrieden sei und ob sie ihm bei dem, was er sich für den heutigen Tag vorgenommen habe, behilflich sein könnten. Eduard wünschte nichts, war zufrieden und benötigte keine Hilfe. Höflich, aber zurückhaltend, beantwortete er die Fragen der beiden, und einmal zückte er seinen Notizblock und den Stift, einen Kugelschreiber, um sich etwas aufzuschreiben.

„Einen solchen Stift hab jetzt ich noch nie gesehen“, sagte Mathild und machte einen langen Hals.

Eduard tat, als habe er die Bemerkung nicht gehört und wandte sich seinem Frühstück zu. Nachdem er einen kleinen Teil der aufgetischten Würste, Bratenstücke und Brotscheiben gegessen und seinen

Milchkaffee ausgetrunken hatte, verabschiedete er sich. Er wollte sich, sagte er, den Ort und seine Umgebung ansehen.

Jeden, dem er begegnete, drängte es, mit ihm zu sprechen. Wenn er von jemandem glaubte, er oder sie könne etwas Wissenswertes zu erzählen haben, blieb er stehen, um sich ein wenig zu unterhalten. Aber der Wunsch der Walbacher, ihrerseits etwas über ihn zu erfahren, war so groß, dass er die Gespräche stets schnell wieder abbrach.

Zuerst ging er ein Stück des Weges zurück, den er gestern gekommen war. Nachdem er drei oder vier Häuser und Höfe auf seiner Linken und ebenso viele auf seiner Rechten passiert hatte, war er am Ende des Dorfes angelangt. Er blieb ein paar Minuten stehen, um den Blick über die bewaldeten Hügel schweifen zu lassen, die sich bis zur Donau hinunterzogen, und er glaubte, am Horizont, weit jenseits des Gäubodens, die Alpen erahnen zu können. Es war ein Föhnstag, aber hier oben herrschte, obwohl es bereits auf Mittag zugeht, eine angenehme Temperatur.

Das Klappern von Pferdehufen riss ihn aus seinen Gedanken. Von Walbach herab näherte sich ihm die Postkutsche.

„Brrrrt!“, machte der Kutscher, als er auf Eduards Höhe war. „Möchtest du auf Erlmannsau runter?“

„Nein, dankschön“, entgegnete Eduard. „Ich bin erst angekommen.“

„Ah!“ Der Kutscher lüftete seinen Hut. „Nachher bist du der, den der Meininger Steff gestern mit raufgenommen hat. Der Fahrer vom Baron. Kenn mich schon aus!“

Niemand kannte sich besser aus als der Postkutscher Michael Kastl. Er war Anfang sechzig und fuhr seit vierzig Jahren jeden Werktag in der Früh von Erlmannsau über Walbach nach Martinszell, um die Briefe, Zeitungen und Pakete auszuliefern, die mit dem Frühzug aus Straubing kamen.

„Schau dich nur ein bisserl um“, rief er. „Ist schön, da bei uns!“ Noch einmal schwenkte er seinen Hut, dann trieb er seine beiden Pferde wieder an.

Eduard kehrte um. Der Gasthof zur Post, auf der Linken, war Teil des Ortskerns. Erst jetzt bemerkte er, der Auswärtige, wie stilvoll dieses Gebäude war. Die große Tür, übereck, lud die von der Fahrstraße und die vom Dorfplatz her Kommenden gleichermaßen ein, die granitene Stufe zu überschreiten. Am anderen Ende der zum Platz hin ausgerichteten Front ragte ein sechseckiger Turm auf, dessen drei bleiverglaste Fenster im Erdgeschoß die Behaglichkeit der Gaststube erahnen ließen. In einem Anbau hinterhalb des Turms, etwas zurückgesetzt, befand sich der Metzgerladen, der nebenbei als Poststelle diente beziehungsweise als Postagentur, wie sich Simon Greindl gern ausdrückte. Hier gab der Postmichel jeden Morgen Punkt Viertel nach neun Uhr seine Fracht ab.

Am oberen Ende des gepflasterten Dorfplatzes erhob sich die schmucke, in hellem gelb gestrichene Kirche. Den Blick auf den Zwiebelturm gerichtet, ging Eduard auf sie zu. Hie und da vernahm er das Muhen einer Kuh, das Rasseln einer Kette, das Gackern eines Huhns oder das Bellen eines Hundes. Schwalben flogen über ihn hinweg. Einen Augenblick lang stellte er sich die Frage, ob er hier in Walbach leben könnte; eine Antwort hatte er nicht.

Er zog das schwere Portal auf und betrat das Gotteshaus. Es dauerte etwas, bis seine Augen an das Dunkel gewöhnt waren, und so sah er den Pfarrer nicht gleich. Oderich Witt hatte das Messbuch vom Altar geholt. Nach dem Verlassen des Chorraumes drehte er sich noch einmal zum Tabernakel hin um, beugte die Knie, bekreuzigte sich und wollte nun die Kirche verlassen. Wäre er im Beichtstuhl gesessen oder hätte er eine andere Möglichkeit gehabt, ungesehen zu bleiben, dann hätte er den Eintretenden wahrscheinlich eine Zeit lang beobachtet. Da er sich aber mitten im Kirchenschiff befand, ging er mit entschlossenen Schritten auf ihn zu.

„Gott segne dich“, sagte er.

„Grüß Gott“, antwortete Eduard.

Der Pfarrer stutzte. Das mindeste, was er erwartet hatte, war ein „Grüß Gott, Herr Pfarrer“ oder ein „Grüß Gott, Hochwürden“. Ein

hiesiger Bauer hätte bei der Begrüßung des Priesters zudem mit beiden Händen seinen Hut gehalten, zu Boden geblickt und sich verneigt. Dieser Mensch tat nichts dergleichen. Er schaute dem Pfarrer direkt in die Augen. Er verneigte sich nicht. Er hatte keinen Hut.

„Sind Sie fremd hier?“, fragte ihn Oderich. Er war der einzige in Walbach, der noch nicht wusste, dass beim Postwirt ein Münchner Logis genommen hatte.

„Ja“, antwortete Eduard. „Ich sehe mich grad ein bisschen um. Eine schöne Kirche haben Sie.“

Der Pfarrer – einen halben Kopf größer als Eduard und in seiner schwarzen Soutane eine durchaus Ehrfurcht gebietende Erscheinung – wusste nicht, was er entgegenen sollte. Durch seine Brille mit den dicken Gläsern und dem schmalen Rand sah er den Eindringling missbilligend, ja, fast feindselig, an.

„Sind Sie gekommen, um zu beten?“, fragte er.

Obwohl der Angesprochene das leichte Beben in der Stimme des Geistlichen wohl vernahm, antwortete er mit einem schlichten „Nein“.

„Dann haben Sie hier nichts verloren!“ Oderich betrachtete die Erwidderung als Respektlosigkeit sondergleichen. Mit einer Bewegung seines Armes, ähnlich derjenigen des Erzengels Michael, der den Sündern am Jüngsten Tag den Weg in die Hölle weist, deutete er auf den Ausgang.

„Wenn Sie meinen.“ Eduard zuckte die Schultern, drehte sich um und verließ die Kirche.

Der Pfarrer zitterte am ganzen Körper. Mit seinen langen, schlanken Fingern, auf deren Rücken schwarze Haare wuchsen, griff er nach dem auf seiner Brust baumelnden Holzkreuz, ganz so, als suche er Halt. Die Flügel seiner großen, aber schmalen Nase blähten sich, so heftig atmete er ein und aus. Schließlich ging er durchs Kirchenschiff zurück und kniete auf der Kommunionbank nieder. Er verkrallte seine Finger buchstäblich ineinander und presste die Hände an den Mund; es sah aus, als wolle er sie küssen.

„Herr ...“ Er wollte beten, aber sein Kopf war voll von eher unheiligen Gedanken:

„Dieser Mensch ist gekommen, um Unheil und Aufruhr in meine Gemeinde zu tragen! Wie lange wird er bleiben? Wie kann ich dafür sorgen, dass er möglichst schnell verschwindet?“

Nach ein paar Minuten stand er auf, bekreuzigte sich flüchtig und verließ die Kirche in Richtung Postwirt; dort musste man am ehesten über den Fremden Bescheid wissen.

*

Vom oberen Ende des Dorfplatzes führten zwei kleine staubige Straßen weiter hügelan, eine links, eine rechts der Kirche. Eduard nahm die rechte. Er spazierte am unmittelbar hinter der Kirche gelegenen Friedhof vorbei, gleich danach an einem alten Bayerwaldhaus auf der rechten Straßenseite; das Dach des niedrigen Gebäudes ragte so weit über, dass Eduard das unscheinbare Schild oberhalb der Haustür erst sah, als er nur mehr wenige Meter davon entfernt war. „Gruberwirt“ las er und wunderte sich, dass es in einem Ort von der Größe Walbachs zwei Wirtshäuser gab. Bald darauf schritt er dem Mischwald zu, der in einiger Entfernung die Kuppe des vor ihm liegenden Hügels bedeckte. Doch er kam nicht weiter: ein heiser bellender Schäferhund versperrte ihm den Weg. Das Tier bewachte den Hof unterhalb des Wäldchens und sah aus, als sei durchaus nicht mit ihm zu spaßen. Eduard kehrte um – und sah, wie weiter unten der Pfarrer aus der Kirche trat und mit fliegender Soutane auf das Gasthaus zur Post zueilte. Er hatte ihn nicht verärgern wollen, und er bedauerte den kleinen Vorfall in der Kirche. Allzu viele Gedanken allerdings machte er sich nicht. Aus den Gesprächen im Wirtsgarten wusste er, dass Oderich kein umgänglicher Mensch war, außerdem hielt er es für unwahrscheinlich, dass er ihm jemals wieder begegnen würde.

Auf der Straße links von der Kirche stellte sich ihm kein Hindernis entgegen. Wieder ging er langsam an der Friedhofsmauer entlang

bergan und sah, diesmal auf der linken Seite, vor der großen Kulisse der abfallenden Hügellandschaft, einen Hof vor sich auftauchen. Abermals trat ein Tier in seinen Weg: mit aufgerichtetem Schwanz kam ihm ein schwarzer Kater entgegen. Eduard blieb stehen, der Kater begann, laut schnurrend um seine Beine zu streichen und den Kopf an seiner Wade zu reiben.

„Du bist ja ein Lieber“, sagte Eduard zu ihm, nahm ihn auf den Arm und kraulte ihn im Weitergehen im Nacken.

Vor der Einfahrt zu dem Anwesen blieb er erneut stehen. Das mit Holzschindeln gedeckte Wohnhaus, ein daran anschließendes Wirtschaftsgebäude – wahrscheinlich der Stall – und ein Stadel umgaben einen Hof von bescheidenen Ausmaßen. Alles in allem sah es ordentlich aus; die Bank an der Hauswand und der kleine Tisch mit dem Blumenstrauß darauf ließen erkennen, dass man es sich hier gemütlich zu machen wusste. Gleichzeitig aber fiel Eduard ins Auge, dass am Balkongeländer ein paar der gedrechselten Baluster fehlten, dass manche der Pfettenbretter stark von der Witterung angegriffen waren und dass die Außenwand im Erdgeschoß dringend eine neue Schicht Farbe gebraucht hätte.

Über seine Betrachtungen vergaß er eine kurze Weile lang, den Kater zu kraulen, der aber brachte sich mit einem fordernden Mauzen in Erinnerung. Im gleichen Augenblick kam eine junge Frau aus dem Wirtschaftsgebäude, die Bäuerin.

„Aha“, rief sie, als sie den Mann mit ihrem Kater sah. „Hat er wieder jemanden zum S'musen gefunden!“

Sie lispelte. Sie hinkte. Sie schielte. Sie war die Hexe, von der Beni gesprochen hatte.

„Grüß Gott.“ Eduard war ein wenig verlegen. Behutsam setzte er den Kater auf den Boden.

„Das ist der Otto“, sagte die Frau und stellte den Eimer, den sie in der Hand hielt, ab.

„Seinen Namen hat er mir nicht verraten“, antwortete Eduard. „Aber sonst haben wir uns schon bekannt gemacht.“

Sie lachte, dabei wurde in der oberen Zahnreihe ein große Lücke sichtbar. „Er hat sich bei dir bekannt gemacht. Wer du bist, das hat er schon gewusst.“

„So?“ Eduard war verblüfft.

„Kommt nicht so oft vor, dass sich beim Postwirt einer aus München einquartiert. Für Walbach ist das eine Sensation. Das spricht sich rum.“ Sie deutete auf die Bank. „Setz dich ein bisserl her.“

„Danke. Gern.“ Eduard erwog keine Sekunde lang, nach einer Ausflucht zu suchen und sich zu verabschieden.

„Der Pfarrer hat nichts von mir gewusst“, sagte er und nahm Platz. Da sah er den Jungen aus dem Stadel kommen, mit dem er gestern den Tisch geteilt hatte.

„Der Andreas! Grüß dich!“

Andreas machte ein freundliches Gesicht und grüßte zurück. In seinem Stallgewand und mit der Mistgabel in der Hand fühlte er sich offensichtlich wohler als im Kreis seiner Freunde.

„Trinkst ein Bier mit?“, fragte die Bäuerin Eduard. „Wir wollten jetzt sowieso Mittag machen.“

„Wenn ich nicht stör“, sagte er.

„Wenn du stören tatest, dann tät ich nicht fragen“, erwiderte sie entschieden und wandte sich an Andreas: „Sei doch bitts’ön so gut und hol uns drei Mass.“

Der Knecht zögerte.

„Ich ... ich möcht eigentlich keine. Du hast doch gesagt, ich könnt heut Nachmittag ...“

„Freilich“, unterbrach sie ihn. „Dann bloß zwei Mass. Wart, ich geb dir das Geld.“

Sie wollte ins Haus gehen, aber Eduard hielt sie davon ab.

„Halt!“, rief er. „Das zahl ich.“ Er griff in seine Westentasche, nahm ein Zwei-Mark-Stück heraus und hielt es Andreas hin. „Bring noch eine Brotzeit mit. Für euch zwei. Ich hab grad erst gefrühstückt.“

Fragend sah Andreas die Bäuerin an.

„Nimm’s nur“, sagte sie. Andreas steckte die Münze ein, holte zwei Masskrüge und einen leichten Rucksack aus dem Haus und ging.

„Ents’uldigung.“ Sie wandte sich wieder ihrem Gast zu. „Der Otto hat sich vorgestellt, aber ich mich nicht. Ich bin die Zenzi.“ Sie reichte ihm die Hand.

Die Frau versetzte Eduard in Staunen. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihm begegnete, die natürliche Autorität, die sie Andreas gegenüber an den Tag legte, der feste Druck ihrer rauen Hand, all das, so schien es ihm, unterschied sie auf angenehme Weise von den anderen Walbachern, denen er bisher begegnet war.

Sie ließ sich neben ihm auf der Bank nieder. Ihre Kleidung war ärmlich: Vor den schwarzen abgetragenen Rock hatte sie eine Schürze gebunden, das farblose Hemd mit den aufgekrepelten Ärmeln war für ihren zierlichen Körper viel zu groß und die Schnürschuhe hätten dringend neue Absätze gebraucht. Ihr langes schwarzes Haar, das sie wahrscheinlich für den sonntäglichen Kirchengang zu einem Zopf oder einem Nest geflochten gehabt hatte, war nicht gekämmt, sondern lediglich mit einem Tuch zusammengebunden. Eduard schätzte ihr Alter auf weniger als dreißig Jahre. Aber die beiden Falten, die sich links und rechts ihrer Mundwinkel eingegraben hatten, ließen darauf schließen, dass ihr bisheriges Leben nicht leicht gewesen war oder dass sie viele Schmerzen ausgestanden hatte. Dennoch sprach aus ihrem Gesicht Fröhlichkeit und Unbefangenheit.

„So, so“, sagte sie. „Unseren Herrn Pfarrer hast du auch s’on kennen gelernt.“

„Zufällig.“ Eduard lächelte. „Er hat mich aus der Kirche geschmissen. Weil ich nicht zum Beten drin war.“

„Das hast du ihm verraten?“

„Er hat mich gefragt.“

„Bei so was darf man doch nie und nimmer die Wahrheit sagen! Da wenn man nicht lügt, dann versündigt man sich dem Herrn Pfarrer gegenüber. Und das ist vielleicht s’limmer, wie wenn man dem Herrgott nicht folgt.“

Zenzi hatte Humor. Sie war alles andere als bigott. Und mit dem, was sie nun sagte, bewies sie, dass sie Menschen richtig einzuschätzen verstand.

„Dass der Oderich nichts von dir gewusst hat, das s’aut ihm gleich. Aber das darfst du glauben, dass er sich inzwis’en erkundigt hat.“

*

Pfarrer Oderich Witt stürmte in die geräumige Gaststube des Postwirts. Weil er dort niemanden antraf, stürmte er weiter in die Küche. Mathild und Simon Greindl glaubten, ihren Augen nicht zu trauen, als er vor ihnen stand.

„Hochwürden ...?“

„Herr Pfarrer!“

„Gott zum Gruß!“ Oderich redete nur deshalb nicht gleich weiter, weil er ein wenig verschnaufen musste.

„Dieser Mensch“, hob er danach an, „dieser Fremde – war der bei Ihnen?“

„Wenn Sie den jungen Herrn aus München meinen“, entgegnete ihm Simon und nahm die Hände aus der Schüssel, in der er gerade ein gutes Kilo Hackfleisch mit Zwiebeln und Gewürzen vermengte, „der hat bei uns ein Zimmer.“

„Was hat der in unserer Gemeinde zu suchen?“

„Hochwürden ...“ Simon Greindl räusperte sich. „Es freut mich, dass Sie uns beehren. Aber wenn Sie schon einmal da sind, dann tät ich mich gern mit Ihnen unterhalten, ohne dass ich meine Prätzen im Fleischpflanzteig hab. Setzen Sie sich doch bittschön in die Stube. Ich komm gleich. Möchten Sie einen Kaffee?“

„Ja. Nun ja. Gerne.“ Oderich sah keine andere Möglichkeit, als Simons Einladung anzunehmen.

„Bittschön.“ Der Wirt machte über der Schüssel eine Bewegung mit beiden Händen, die dem Pfarrer den Weg zur Tür wies. Und

nachdem er gehört hatte, wie in der Stube ein Stuhl zurechtgerückt wurde, brummte er: „Depp.“

„Was wird denn der wollen?“ Mathild machte ein besorgtes Gesicht.

„Das weiß ich so gut wie du“, raunzte ihr Mann und begann, sich mit einem Messer das Hackfleisch von den Händen zu schaben. Dabei ließ er sich Zeit. Er ging nicht eher hinüber in die Stube, als bis ihm Mathild eine Kanne Kaffee und zwei Tassen auf ein Tablett gestellt hatte.

Oderich hatte sich an den erstbesten Tisch gesetzt, denjenigen direkt vor dem Ausschank. Simon erschrak förmlich, als er das sah. In der Wirtsstube gab es sieben Tische. Einer, der maximal sechs Personen Platz bot, stand auf einem Podest von gut einem halben Meter Höhe in dem Erker, den der Innenraum des sechseckigen Turms bildete. Wenn Vertreter der Regierung kamen, platzierte sie der Wirt an diesem Tisch, ansonsten war er dem Pfarrer, den Großbauern mit mindestens fünfzig Tagwerken Land, dem Lehrer und natürlich dem Wirt selber vorbehalten. Wenn es galt, mehr bedeutende Gäste zu bewirten, als auf dem Podest Platz fanden, so mussten einige auf den zweitwichtigsten, den so genannten Eichkatzltisch ausweichen. Der stand gleich rechts unterhalb des Podests und wurde so genannt, weil über ihm an der Wand ein ausgestopftes Eichhörnchen auf einem Ast saß. Aber schon an den Eichkatzltisch hätte sich Pfarrer Kilian, wenn er etwas mit Simon Greindl zu besprechen gehabt hätte, auf keinen Fall gesetzt. Das hatte nichts, aber auch gar nichts, mit Hochmut zu tun. Wenn Kilian das Gefühl gehabt hatte, dass man seine Anwesenheit an einem anderen Tisch benötigte – weil ein Streit geschlichtet, ein Problem gelöst oder sonst etwas besprochen werden musste – dann gesellte er sich mit größter Selbstverständlichkeit denen zu, die ihn brauchten, und oft blieb er den ganzen Abend bei ihnen sitzen. Aber nie und nimmer wäre es ihm eingefallen, sich von vornherein gleich beim Ausschank niederzulassen.

Genau dort saß nun, seitwärts und mit übereinandergeschlagenen Beinen, Pfarrer Oderich und klopfte mit der Hand auf die Platte.

„Nun?“, sagte er.

Simon ließ sich nicht beirren. Er stellte dem Pfarrer die Tasse hin, legte einen Löffel daneben, goss Kaffee ein, rückte die Zuckerdose heran. Das Gesicht des Pfarrers färbte sich rot.

„Was ist denn mit ihm?“, fragte Simon endlich.

„Dieser Mann“, brach es förmlich aus Oderich heraus, „dieser Mann läßt jeden Respekt vor der Kirche, vor dem Glauben – und vor mir – vermissen! Ich möchte, dass er die Gemeinde so bald wie möglich verläßt!“

Das war eine Forderung, und sie war nicht an Simon Greindl, den Wirt des Gasthauses zur Post gerichtet, sondern an Simon Greindl, den Bürgermeister der Gemeinde Walbach.

Die Familie Greindl war seit Generationen sowohl die wohlhabendste des Ortes als auch die, die den Bürgermeister stellte. Wer in der Dorfpolitik das Sagen hatte, richtete sich nun einmal nach dem Umfang des Eigentums, und die Greindls waren nicht nur die Inhaber des Gasthofs zur Post sowie der dazugehörenden Metzgerei, sie besaßen auch um die sechzig Tagwerk Äcker und Wiesen, fast ebenso viel Wald, um die zwanzig Stück Vieh und zehn Pferde; der dampfbetriebene Dreschwagen, den Simon im letzten Jahr angeschafft hatte, hob ihren Status weiter. Was die Ausübung des Bürgermeistersamts betraf, so rechnete man es Simon Greindl hoch an, dass er sich nicht als staatlicher Amtsträger verstand, sondern als Wahrer der gemeindlichen Interessen. Und dass die Beamten des Bezirksamts immer wieder die Nachlässigkeit beklagten, mit der er das Standesamtsregister und das Protokollbuch führte, trug ihm weit mehr Sympathien ein als Kritik. Wenn Simon eine Entscheidung traf, dann leistete man ihr Folge. Es war wie beim Maibaumaufstellen; auch da brauchte man nicht nur zwei Dutzend kräftige Männer, die den Baum nach oben drückten, sondern auch einen, der sie dirigierte, der angab, wann das erste, zweite, dritte und vierte der mit Seilen

verbundenen Stangenpaare vorzurücken hatte. Dass in Walbach der Vorsitzende der Freiwilligen Feuerwehr das Kommando führte, und dass dieser Vorsitzende Simon Greindl hieß, verstand sich von selbst.

Was seine Autorität in den letzten fünfundzwanzig, dreißig Jahren gänzlich unanfechtbar gemacht hatte, war die enge Freundschaft und Zusammenarbeit mit der zweiten großen Walbacher Persönlichkeit gewesen, dem Pfarrer Kilian Lindner. Kilians Weggang war ein herber Verlust für die Gemeinde, und den Postwirt traf er besonders hart. Statt mit dem Pfarrer an einem Strang zu ziehen, musste er sich nun gegen ihn wehren.

„Die Gemeinde verlassen soll der Münchner?“, wiederholte Simon die Worte Oderichs und nahm einen Schluck Kaffee. „Und warum?“

„Ich habe ihn in der Kirche getroffen, und er hat mir, ohne mit der Wimper zu zucken, gesagt, dass er nicht gekommen sei, um zu beten.“

„Ja, no ...“ Greindl zwirbelte das eine Ende seines Schnauzbarts auf. „Direkt ein Verbrechen ist das nicht.“

„Müssen wir warten, bis eines geschieht?“ Oderich setzte sich aufrecht hin.

„Ich glaub, dass einer grad dann, wenn er was anstellen möcht - den Opferstock aufbrechen oder so was - dass er grad dann so tät, wie wenn er nix anderes im Sinn hätt als das Beten. Das hat aber der nicht nötig. Der hat sein Zimmer auf drei Tag im Voraus bezahlt.“

„Drei Tage?“ Der Pfarrer war richtiggehend erregt. „Haben Sie eine Vorstellung davon, was er in dieser Zeit vorhat?“

Simon Greindl brauchte nicht zu antworten, denn in diesem Augenblick betrat Andreas mit seinen zwei Masskrügen die Stube. Als er den Priester sah, blieb er stehen.

„Entschuldigung“, stotterte er. „Ich wollt nicht stören.“

„Im Gegenteil“, antwortete ihm der Wirt. „Du kommst genau recht. Du bist doch gestern bei dem Münchner gesessen.“

„Schon.“

„Weil der Herr Pfarrer gern wüsst, was der in Walbach möcht.“

„Für die Zeitung schreibt er. Jetzt ist er grad bei meiner Bäuerin droben.“

„Bei Kreszentia Haberstroh!“ Der Pfarrer rang nach Luft. „Ausgerechnet!“

„Warum ausgerechnet?“, fragte Greindl.

„Kreszentia ist mit vielerlei Leiden geschlagen“, erklärte der Pfarrer. „Ich weiß nicht, warum der Herr sie ihr auferlegt hat, und sie weiß es auch nicht. Sie hadert mit ihrem Schicksal. Das macht sie empfänglich für alle möglichen Einflüsterungen und Verführungen.“

„Dass er sie verführen möchte, glaub ich eigentlich nicht.“ Andreas stellte die beiden Krüge auf den Schanktisch. An den Wirt gewandt, sagte er: „Zwei Mass, bittschön.“

*

„Das mag er, mein Bub. Gell, das gefällt dir, du kleines Mistvieh.“

Otto lag auf Kreszentias Schoß und ließ sich den Bauch kraulen.

„Eigentlich heißt er Othello, aber das wenn einer hört, dann meint er, ich spinn jetzt ganz.“

„Othello?“ Eduard war baff.

„Weil er halt s'warz ist“, antwortete sie. „Wie der Neger vom S'akespeare.“

„Ist das ... also: haben Sie den Othello in Straubing im Theater gespielt, oder was?“ Eduard konnte kaum glauben, dass man im Bayerischen Wald Shakespeare kannte.

„Gespielt!“ Zenzi lachte. „Gelesen hab ich's halt.“

„Aha ...?“ Eduard hatte nicht den Mut, sie zu fragen, wie sie an diese Art Literatur gekommen sei. Aber sie erriet, was er mit seinem „Aha“ meinte.

„Unser alter Herr Pfarrer hat mir immer seine Bücher geliehen. S'on wie ich noch ein Kind war. Und wie er Anfang des Jahres fort ist, hat er mir alle ges'enkt. So um die hundert vielleicht.“

„Und du hast die alle gelesen?“

„Die meisten sogar ein paar Mal. Hat auch seine Vorteile, wenn man nicht ges'eit laufen kann.“

„Du meinst, schon als Kind ... wenn die anderen draußen rumgerannt sind, dann bist du daheim über deinen Wälzern gesessen?“

„Nicht immer. Aber oft. Arbeiten hab ich s'on auch müssen. Und gibt natürlich noch andere Sachen.“

„Stricken und so?“

„S'marren. Freilich kann ich Stricken. Aber so viele Strümpf und Pullover haben wir auch wieder nicht gebraucht.“

Eduard kniff die Lippen zusammen. Es war ihm peinlich, eine so dumme Frage gestellt zu haben. Überhaupt fiel ihm auf, dass alle anderen Walbacher versucht hatten, ihn auszufragen, bei Zenzi hingegen war er der Neugierige.

„Ah ja. Ja, ja.“ Er bemühte sich, einen passenden Neuanfang für das Gespräch zu finden, aber es fiel ihm wieder nur eine Frage ein. „Du wohnst allein da, oder?“

„Bis Lichtmess ist noch der Anderl da. Danach weiß ich's noch nicht genau.“

„Lichtmess ...“ Wieder war Eduard verlegen. „Das ist ... wann genau?“

„Jetzt sag einmal!“ Kreszentia stemmte die Fäuste in ihre schmalen Hüften. „Weiß er nicht, wann Maria Lichtmess ist! Derweil ist das so ziemlich der wichtigste Tag im Jahr! Jedenfalls bei den Bauern. An den Städtern geht's ans'einend vorbei. Lichtmess ist am zweiten Februar!“

Als ob Othello Eduard zu Hilfe kommen wollte, stand er auf, machte einen Buckel und stieg von Kreszentias Schoß auf denjenigen von Eduard hinüber.

„Du hast vollkommen recht“, bestätigte der Zenzis Vermutung. „Mir sagt Lichtmess gar nichts.“

„Dann lass es dir erklären.“ Sie stützte einen Ellenbogen auf den Tisch und drehte sich zu ihrem Gast hin um. „An Lichtmess kriegen die Dienstboten ihren Jahreslohn. Und ihr Dienstbücherl. Und dann

können sie gehen. Oder bleiben. Der Anderl wird gehen, das weiß ich gewiss.“

„Zu einem anderen Bauern?“ Eduard verstand noch nicht, was der Weggang von Andreas für Zenzi bedeutete. „Meint er, dass er es da besser hat?“

„Den Andreas hat noch mein Vater gedungen. Wird jetzt dann zwei Jahr. Aber der Papa ist letztes Weihnachten gestorben. War ein feiner Zug vom Anderl, dass er nicht s'on bei der letzten Lichtmess fort ist. Aber ein junger Burs' bei einer eins'ichtigen Bäuerin – das ist nix. Da wird er bloß gehänselt. Noch dazu, wenn die Bäuerin auss'aut wie eine Hex.“ Zenzi lehnte sich zurück und schaute mit ihrem linken Auge gerade aus, nirgendwo hin; das rechte blickte auf die Nasenwurzel. „Heut Nachmittag hat er frei. Er sagt, er möcht nach Martinszell hinauf, zu seiner Kathi. Derweil geht er zu den Bauern und sucht sich einen neuen Platz. Ich kann's ihm nicht verübeln.“

Eduard wusste nicht recht, was er darauf sagen sollte.

„So was wie das mit der Hex“, meinte er, „das fällt doch höchstens diesem Beni ein.“

„Der Beni! O mei!“ Zenzi schüttelte langsam den Kopf. „Wenn ich eine Hex bin, dann ist er der Teufel. Und er kann genau so viel dafür wie ich. Mit dem hat der Simon nicht viel Freud.“

„Der Wirt?“, fragte Eduard erstaunt.

„Freilich“, erklärte sie. „Ist doch der Bub vom Postwirt.“

„Ach so.“ Eduard hätte nun das Gespräch auf die Familie Greindl lenken können, aber weil er das, was Kreszentia erzählt hatte, nicht so ohne weiteres beiseite schieben wollte, kam er wieder auf Andreas zu sprechen.

„Jetzt, wenn sich der Anderl eine neue Stelle sucht, also, wenn du keinen Knecht mehr hast ... dann wird's ja für dich allein wahrscheinlich schwierig werden, oder?“

„Nicht s'wierig“, antwortete sie und lächelte dabei. „Es geht nicht.“

„Heißt das, du musst den Hof verkaufen?“

„Ah.“ Zenzi seufzte ein klein wenig. „Und was mach ich danach? Mich irgendwo einquartieren, wo sie bloß drauf warten, bis ich endlich sterb? Wo sie mich hinauswerfen, wenn das Geld aufgebraucht ist? Nein, dann geh ich lieber zu den Nonnen nach Mallersdorf hinunter.“ Sie machte eine Pause. „Aber eigentlich hab ich aufs Kloster auch keine Lust.“

Beide schwiegen. Eduard begann, diese Frau zu bewundern. Sie war, das begriff er allmählich, in einer aussichtslosen Lage, aber sie überließ sich nicht der Verzweiflung, sondern war guter Dinge. Er hätte sie gerne gefragt, woraus sie ihre Zuversicht schöpfte, aber das traute er sich nicht.

Andreas kam mit dem Bier.

„Der Pfarrer war beim Postwirt“, sagte er, als er die Krüge auf den Tisch stellte. „Er hat ein bisserl Angst um das Seelenheil von euch zwei.“

„Siehst es“, sagte Zenzi und lachte Eduard an. „Das wollt er jetzt s'on genau wissen, was du machst. Und dass du bei mir umeinander sitzt, das kommt ihm gewiss ganz verdächtig vor.“

„Grad so ist es“, bestätigte Andreas, nahm seinen Rucksack ab und ging ins Haus.

„Da drauf trinken wir einen S'luck!“ Zenzi griff zu ihrem Bier, Eduard zu dem seinen. Während er nur nippte, schrumpfte der Inhalt ihres Kruges um mindestens ein Viertel.

Andreas kam zurück und brachte auf einem Brett den Leberkäs und die Lyonerwurst, die er beim Postwirt gekauft hatte, dazu Brot, eingelegte Gurken und zwei Messer.

„Lasst es euch schmecken“, sagte er und griff in seine Hosentasche. „Da. Das übrige Geld.“ Er streckte Eduard die Münzen hin.

„Ist schon recht“, sagte der. „Lass nur.“

Andreas startete ihn an. „Das ... das ist ja aber mehr wie eine Mark!“

„Ja? Und?“ Eduard hob die Schultern leicht an.

„Sag ich dankschön.“ In der Miene des Knechts zeichnete sich ebenso viel Verständnislosigkeit wie Dankbarkeit ab. Noch beim Weggehen schaute er ungläubig auf das Geld in seiner Hand.

„Greif zu!“, forderte Kreszentia ihren Besucher auf, und obwohl er spät gefrühstückt hatte, griff er tatsächlich ordentlich zu.

Die Zenzi ließ etwas Zeit vergehen, ehe sie sagte: „Nachdem du s'on nicht gewusst hast, was Lichtmess ist – hast du eine Vorstellung, was der Anderl bei mir verdient?“

Eduard hörte auf zu kauen und überlegte. „Tut mir leid“, antwortete er schließlich. „Ich hab keine. Warum?“

„Nur so“, sagte Zenzi leichthin.

Eduard kaute weiter. „Wie viel ist es denn?“

„Acht Mark.“

„In der Woche?“

„Im Jahr.“

Eduard verschluckte sich.

*

Die Greindls hatten an diesem Nachmittag Glück im Unglück: Der Pfarrer war bereits gegangen, und es war auch kein anderer Gast im Haus, als Beni in die Stube gestolpert kam. Sein Hut war ihm weit nach hinten gerutscht, er stierte mit glasigen Augen um sich, das Hemd hing ihm aus der Hose.

„Bist schon wieder besoffen!“, schrie ihn Simon an. „Am helllichten Nachmittag!“

„Nein,, lallte Beni. „Das ist bloß, weil ...“

„Halt's Maul!“, fiel ihm sein Vater ins Wort. „Und schau, dass du ins Bett kommst!“

Mathild trat ein. „Beni!“, rief sie. „Was ist denn schon wieder?“

„Was wird sein!“, antwortete ihr Mann an Benis Stelle. „Der junge Herr war halt wieder einmal beim Gruber und hat sich bis oben hin volllaufen lassen.“

Es verhielt sich genau so, wie Simon Greindl sagte. Tausend Mal hatte er auf seinen Sohn eingeredet, im Guten wie im Bösen, aber es hatte alles nichts gefruchtet. Beni, daran gab es für seinen Vater inzwischen keinen Zweifel mehr, war ein haltloser, charakterschwacher Mensch. Er scheute die Arbeit, er brachte nichts von dem, was er anfang, zu Ende, und die einzigen beiden Dinge, die ihn überhaupt interessierten, waren das Kartenspielen und die Pferde. Fünf Jahre waren seit der Eröffnung der Straubinger Trabrennbahn vergangen, und beinahe jedes Mal, wenn dort ein Rennen stattfand, fuhr Beni in die Stadt und kam frühestens einen Tag später vollkommen abgerissen und ohne einen Pfennig Geld zurück. Für die Greindls war das eine Schande sondergleichen.

Aber es war nicht nur Beni ... Drei Söhne hatten Simon und Mathild großgezogen – und keiner war nach ihren Wünschen geraten. Josef, der älteste, war geistesschwach; mit Mühe konnte er seinen Namen schreiben.

„Er hat bei der Geburt keine Luft nicht gekriegt“, erzählte Mathild stets. Im Dorf munkelte man von Inzucht.

Der Sepp war gutmütig und tat, was man ihm anschaffte. Er mistete Tag für Tag den Stall aus, er half in der Metzgerei, er konnte mit der Sense umgehen.

Markus, der Zweitgeborene, war das Gegenteil von seinem Bruder Beni. Er war arbeitsam und fromm – aber auch wortkarg und menschenscheu. In der Kirche zu knien, war ihm lieber, als beim Bier zu sitzen, und über die Schlechtigkeit der Welt zu klagen, lag ihm näher, als einen Witz zu machen. Simons Gefühle ihm gegenüber waren gespalten: Einerseits schätzte er es sehr, dass Markus Tag für Tag zu seiner Großmutter Lina – der Mutter von Mathild – ging, um ihr etwas zum Essen zu bringen und überhaupt nach dem Rechten zu sehen, andererseits erschien es dem Vater ganz und gar unmöglich, ihm einmal das Wirtshaus zu übergeben. Das war umso unvorstellbarer, als Markus auch noch mit einer Frau verheiratet war, die unter keinen Umständen eine Wirtin abgab. Afra hieß sie; sie war grobknochig

und bewegte sich hölzern und ungelenkt. Ihr weit vorgeschobener Unterkiefer und ihre hervorstehenden Augen veranlassten manchen, wegzusehen, wenn sie sprach. Seit sechs Jahren waren die beiden verheiratet, sie hatten keine Kinder, und eigentlich war es auch nicht denkbar, dass sie jemals welche zeugen würden.

Markus wusste, dass er nicht zum Wirt geboren war, und er hätte allzu gern darauf verzichtet, einmal das väterliche Gasthaus zu übernehmen. Doch als sich sein jüngerer Bruder mehr und mehr zum Taugenichts entwickelte, machte ihm der Vater klar, dass Benedikt als Nachfolger so wenig in Frage kam wie Josef. Das einzige, was Markus dazu einfiel, war, den Herrn anzurufen und ihn um die nötige Kraft zu bitten.

„Es ist zum Verzweifeln“, stöhnte Simon Greindl.

„Sum Versweifeln!“, lallte Beni.

*

„Wie ist denn das gekommen, dass dich der Kutscher vom Baron mitgenommen hat“, fragte Kreszentia, und es dauerte eine ganze Weile, bis ihr Eduard eine Antwort gab.

„Er hat mich angesprochen.“ Eduard hielt mit der einen Hand den Henkel seines Bierkruges fest. „Ich bin in Erlmannsau aus dem Zug gestiegen. Alle haben raus müssen, weil irgendwo ein Baum auf dem Gleis gelegen ist. Wie ich vor dem Bahnhof gestanden bin, hat mich der Kutscher gesehen und gefragt, ob ich zufällig nach Walbach möchte. Da hab ich ‚ja‘ gesagt.“

„Wo wolltest du denn eigentlich hin?“, fragte sie weiter.

„Nirgends.“

„Wie? Nirgends? Heißt das, es war dir egal, wo du ankommst.“

„Jaaa ...“, dehnte Eduard. „So kann man's sagen. Wenn es mit dem Zug weitergegangen wäre, dann wäre ich weitergefahren. Wenn mich der Kutscher nicht mitgenommen hätte, wäre ich in Erlmannsau geblieben. Ich wäre mit ihm nach Martinszell gefahren, wenn er

mich nicht in Walbach abgesetzt hätte. Und vor einer Stunde wäre ich die Straße rechts von der Kirche hinaufgegangen, wenn mich nicht ein Schäferhund davon abgehalten hätte. Aber er hat mich angebellt, also bin ich zurück und hier herauf gekommen. Und an deinem Hof wäre ich glatt vorbeimarschiert, wenn mich der Othello nicht hereingelotst hätte. Ich glaub, dass mir mein Weg ziemlich genau vorgeschrieben war. Ich hab ihn mir nicht selber ausgesucht. Ich hab überhaupt keine Wahl gehabt.“

Kreszentia schaute Eduard mit ihrem linken Auge an. Erst jetzt fiel ihm auf, dass ihr Blick samtweich und das Auge fast schwarz war.

„Du bist mir vielleicht ein Philosoph“, sagte sie. „Aber vielleicht ist das so. Ich hab mir s’ließlich meinen Weg auch nicht selber raussuchen brauchen. Der ist ziemlich grad dahingegangen, mein ganzes Leben lang. Dürft gern einmal eine Abzweigung kommen. Ist aber nichts in Sicht.“

„Ein Mann, meinst du?“

„Ein Mann sowieso nicht. Um eine wie mich, die nicht einmal ges’eit arbeiten kann, reißt sich keiner. Ja, doch, einer war einmal da und hat mich gefragt, ob ich nicht seine Frau werden möchte: Der Josef, der älteste Bub vom Postwirt. Mit dem Reitmaier Bartl war er da, weil er selber keinen ganzen Satz rausbringt. Der Bartl natürlich, das ist ein Viehhändler und ein S’muser, der ist nicht aufs Maul gefallen. Aber da hat er reden können, so viel er wollt. Dazu, dass ich den Sepp nehm, hätt mich keiner gebracht. Er selber war ja froh, dass ich nicht mögen hab. Wie ich zu ihm gesagt hab, dass das gewiss nichts wär mit uns zwei, hat er aufges’nauft und hat erzählt, dass er bloß gekommen ist, weil ihn sein Vater raufges’ickt hat.“

Eduard wusste nicht, ob er lachen oder entrüstet sein sollte. Er fand das Ansinnen, eine intelligente junge Frau wegen ihrer körperlichen Mängel mit einem geistig zurückgebliebenen Mann zu verheiraten, unerhört.

„Ich hab ja noch Glück gehabt“, fügte Kreszentia an. „Damals hat mein Vater noch gelebt, und der hat mich nicht gedrängt. Die meis-

ten, glaub ich, hätten da s'on mehr aufs Geld ges'aut. Denn versorgt wär ich natürlich gewesen – als S'wiegertochter vom Greindl Simon.“

Zenzi setzte ihren Keferloher an und leerte ihn bis zur Neige. Das Bier schien ihr überhaupt nichts auszumachen. Eduard hingegen, dessen Krug noch halb voll war, spürte die Wirkung des Alkohols bereits. Es ging ihm gut, er fühlte sich wohl bei Zenzi, und es störte ihn nicht, dass eine Gesprächspause eintrat, die mindestens eine Minute lang dauerte; in der Gesellschaft seiner Münchner Bekannten hätte man derlei als höchst peinlich empfunden.

„Du hast ein gutes Verhältnis zu deinem Vater gehabt, oder?“, fragte er.

„Mhm“, antwortete sie. „Meine Mutter ist vor fünf Jahren gestorben, und er wollte kein zweites Mal heiraten. Wir waren meistens zu zweit daheim, höchstens noch mit einem Knecht dabei. Der Stoff zum Rats'en ist uns eigentlich nie ausgegangen ...“ Sie unterbrach sich, denn ihr war ein Gedanke gekommen. „Sag einmal: Du spielst nicht zufällig S'ach?“

„Schach?“ Eduard spielte Schach, aber er war seit Jahren um einen Partner verlegen. Walbach war der Ort, von dem er am allerwenigsten angenommen hätte, dass hier einer zu finden sei.

„Weil ...“ Es war Kreszentia anzusehen, dass sie sich inständig wünschte, er möge ihre Frage bejahen, „weil das das einzige war, wo ich den Papa nicht dazu gekriegt hab. Ich hab's ihm zwar gelernt, aber er war halt beim besten Willen kein S'achspieler.“

„Und wie bist du aufs Schachspielen gekommen?“, wollte Eduard wissen.

„Unser alter Herr Pfarrer hat's mir beigebracht“, antwortete sie. „Vor zwanzig Jahren s'on. In den letzten Jahren hat er aber nicht mehr mögen. Oder nicht mehr können.“

„Von mir aus probieren wir's.“

„Probieren wir's!“ Kreszentia war plötzlich ganz aufgereggt. Sie holte die Schachtel mit den Figuren und das Brett sowie einen Stuhl aus ihrer Wohnstube.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts war das Leben im Bayerischen Wald arbeits- und entbehrungsreich. Die Menschen waren fromm, und was der Pfarrer sagte, war für sie Gesetz. Doch die christliche Lehre war nicht das Einzige, woran sie glaubten. Sie lebten in einer magisch-mythischen Welt: Tote konnten zurückkehren, in unterirdischen Gängen hausten Erdmännlein und Erdweiblein und die Frau in dem alleinstehenden Hof am Dorfrand war vielleicht eine Hexe.

Ganz anders in der Großstadt der Gegenwart. Dort ist ein Leben ohne Computer und Mobiltelefon undenkbar. Die Religion spielt kaum mehr eine Rolle, man glaubt an die Macht des Geldes und den technischen Fortschritt. Die Magie wohnt in PS-starken Autos und Markenkleidern, die Mythen ranken sich um die Stars aus dem Film- und Showgeschäft.

Welche der beiden Welten ist die bessere? In welcher würde man lieber leben? Für Kreszentia und Eduard stellt sich diese Frage, denn ein einzigartiges kosmisch-physikalisches Phänomen ermöglicht ihnen die Reise von der einen Welt in die andere. Vorausgesetzt, das Schicksal greift nicht auf unerwartete Weise ein ...



**»Grandios!
Nach all den Regionalkrimis endlich
packende Regional-Science-Fiction!«**

Dr. Julius Lengert, Institut für Kultur-Anthropologie München

Heimat
battenberg
gietl verlag

SüdOst Verlag

ist eine Marke der
Battenberg Gietl Verlag GmbH



9 783866 467842 13,90 € [D]